

2 Sprachwandel des Deutschen – die eigene Sprache historisch verstehen

Jede natürliche, also gesprochene Sprache ist dem Prozess des Sprachwandels unterworfen. Will man diesen wissenschaftlich ergründen, so ist zunächst zu klären, was ihre Hauptkennzeichen sind, welchen Platz sie in der Sprachfamilie einnimmt und wie sie sich von anderen Sprachen abgrenzt. Insofern ist die erste Fragestellung dieses Kapitels: Was ist überhaupt „Deutsch“? Für die Erforschung des Sprachwandels ist entscheidend, welche Zeiträume das verfügbare sprachliche Material abdeckt. Erfreulicherweise ist die Quellenlage im deutschen Sprachraum recht gut.

2.1 Was ist überhaupt „Deutsch“?

Die Germanistin Waltraud Legros, die in Frankreich lebt, hat die neuere Geschichte des Deutschen sehr anschaulich beschrieben.

Waltraud Legros

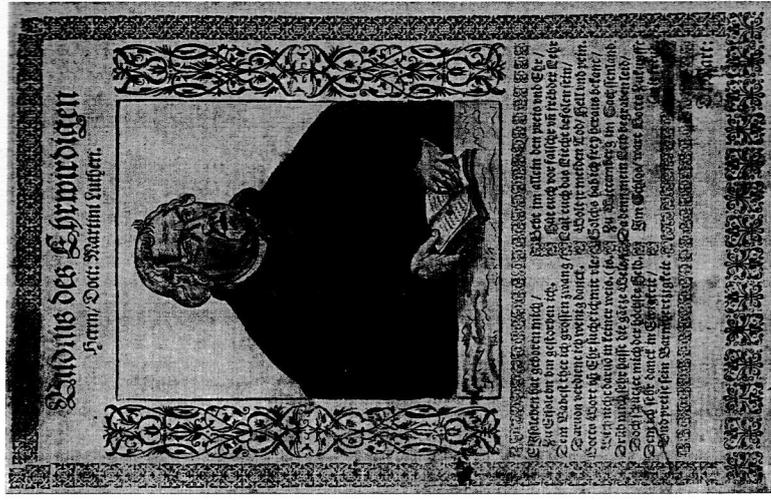
Eine junge Sprache (1997)

Die deutsche Sprache, hört man manchmal sagen, sei von Luther geschaffen worden. Das

stimmt natürlich nicht: Seit Jahrhunderten hatten sich Mönche, Minnesänger und Rechtsgelehrte um das Werden dieser Sprache bemüht. Richtiger ist schon, wenn man sagt, Luther habe mit seiner Bibelübersetzung die Grundlage einer einheitlichen deutschen Schriftsprache begründet. In der Tat: Als der Reformator in den Jahren 1521 bis 1534 die Bibel – weit gehend aus den hebräischen und griechischen Originaltexten – ins Deutsche übersetzte, war dieses Deutsch eine Sprache, die von der Mehrheit der Deutschen verstanden werden sollte, ob sie nun mit dem nördlichen Niederdeutsch oder mit dem südlichen Oberdeutsch vertraut waren, ob sie gebildet waren oder zum gemeinen Volk gehörten.

Grundlage war für Luther die in der Prager Kanzlei entwickelte Dokumentensprache, aber er hatte auf seinen vielen Reisen die deutschen Dialekte gründlich studiert und hat das steife Amtsdeutsch durch Ausdrücke und Redewendungen des Volks reicher, farbiger, lebendiger gemacht. „Man muss die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen aufs Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen“, meint er in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“. So ist also Luthers Übersetzung „ins Deutsche“ auch im etymologischen Sinn zu verstehen: in die Sprache des Volks.

Eine Sprache freilich, die wir heute als noch recht unfertig empfinden, wenn wir sie im Original lesen, doch der vehemente Tonfall der lutherischen Tischreden und Streitschriften ist dennoch deutlich zu „hören“.



Martin Luther (1483-1546) schuf mit seiner Bibelübersetzung die Grundlage für eine einheitliche Schriftsprache. Kolorierter Holzschnitt um 1580

„... Zum andern mügt yhr sagen, das ich das Newe testament verdeutsch habe, auff mein bestes vermügen und auff mein gewissen, habe damit niemand gezwungen, das ers lese, sondern frey gelasen, und allein zu dienst gethan denen, die es nicht besser machen können. Ist niemand verboten, ein bessers zu machen. Wers nicht lesen will, der las es ligen, ich bitte und feyre niemand drum. Es ist mein testament und mein dolmetscherung, und sol mein bleiben und sein.“ (Sendbrief, 1530)

Da nun die noch relativ junge Kunst der Buchdruckerei eine schnelle und massive Verbreitung der „Lutherbibel“ ermöglichte, wurde die „Sprache“ des Reformators zur deutschen Schriftsprache schlechthin.

Ein beachtliches Geschenk. Leider aber hatte Luther den Deutschen zunächst nicht nur sein Lutherdeutsch beschert, sondern auch eine der düstersten Perioden deutscher Geschichte. Die Reformation stürzte in der Tat ganz Europa in oft blutige Glaubenskongflikte: Exkommunikation Heinrichs VIII. in England, Bartholomäusnacht, Erlass und Aufhebung des Ediktes von Nantes in Frankreich, Inquisition in Spanien, die Bauernkriege und vor allem der grausame Dreißigjährige Krieg auf deutschem Boden. Ein Krieg, der das damalige Deutschland politisch und gesellschaftlich ins schwärzeste Mittelalter zurückwarf. Man darf das nicht vergessen, wenn man feststellt, dass Humanismus und Renaissance an Deutschland nahezu spurlos vorübergegangen sind, dass es zur Zeit der Hochblüte der spanischen, französischen und englischen Kultur eine vergleichbare „deutsche Kultur“ nicht gab. Zwischen Luthers Tod und dem Ende des Dreißigjährigen Krieges waren hunderte Jahre vergangen, in denen der deutsche Boden zu einem Schlachtfeld geworden war, wo Tod, Brände, Hungersnot, Seuchen, Raub und Plünderung auf der Tagesordnung standen – hundert Jahre, die das Leben eines Shakespeares, Calderón oder Descartes einschließen. Und es sollte noch weitere hunderte Jahre dauern, bis Land und Sprache sich von diesem Rückschlag erholt hatten. Gewiss, es gab eine so genannte Barockliteratur, aber sie war entweder steife Versmacherei oder Nachahmung der Franzosen, wenn man nicht überhaupt, im Zuge der Gegenreformation, zur lateinischen Sprache zurückkehrte. Man musste auf Lessing warten, der es sich zur Le-

bensaufgabe gemacht zu haben schien, der deutschen Sprache wieder zu Rang und Würde zu verhelfen.

Lessing (1729-1781) war „Aufklärer“ im weitesten Sinn des Wortes: Er war ein Verfechter des antiken Ideals von Humanität und Liberalität, war also nicht prinzipiell gegen Vorbilder, bekämpfte aber mit bewundernswerter Aufrichtigkeit alles Modische, Unehliche – allem voran die in seinen Augen lächerliche „Frankomanie“. Aber Lessing war nicht der einzige Erneuerer der deutschen Sprache. Drei seiner namhaftesten Zeitgenossen haben sie, jeder auf seinem Gebiet, bereichert, veredelt, „kultiviert“. War nämlich Lessing der große Dramatiker, Polemiker und Aufklärer, so war Klopstock der Dichter der Empfindsamkeit: Seine Lyrik ließ die rhythmische und melodische Musikalität der deutschen Sprache erkennen. Auch Gottfried Herder nannte Poesie „ein Wörterbuch der Seele“, aber er war eher Sprachtheoretiker, und er war es auch, der eine Generation vor den Romantikern die Schätze des deutschen Volkslieds sammelt und ihnen durch die Anerkennung dieser „Naturpoesie“ den Weg gewiesen hat. Es bedurfte noch eines Immanuel Kant, des großen Philosophen der Aufklärung, und die deutsche Sprache war vollends zur „Sprache der Dichter und Denker“ geworden.

Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, diese Entwicklung hätte im Sinne einer komplizierten, gelehrten und undurchdringlichen Sprachakrobatik stattgefunden. Es handelte sich vielmehr um die Entdeckung und das Ausloten der unerschöpflichen Möglichkeiten der Sprache, um das Bewusstwerden ihrer vielschichtigen Aussagekraft, und auch die abstraktesten philosophischen Abhandlungen bedienen sich – im Vergleich zu anderen Sprachen – einfacher, konkreter, anschaulicher Worte. Kein Wunder also, dass sich im Zuge dieser „Entdeckung“ der Sprache eine geradezu explosionsartige literarische und geistige Tätigkeit entwickelte. In kaum mehr als einem halben Jahrhundert hatte Deutschland seine immense Verspätung aufgeholt. Goethes „Werther“ eroberte sozusagen über Nacht ganz Europa, und 1808 machte Madame de Staël in ihrem Buch „De l'Allemagne“ ihre Landsleute darauf aufmerksam, dass die Menschen jenseits des Rheins längst nicht mehr die ungehobelten Banansen waren, für die

des 17. Jahrhunderts gleichzusetzen wäre. Es stimmt: Gleiches ist nicht geschehen, sondern Schlimmeres. Und dieses Schlimmere war weder die Teilung Deutschlands noch ist es die ständig steigende Zahl der Anglizismen, sondern es waren die Jahre des Nationalsozialismus, wo diese Sprache zu einem Instrument der Zerstörung wurde und ihre Glaubwürdigkeit verlor.

„Nicht einmal die Sprache war mehr zu gebrauchen“, schrieb Wolf Dietrich Schnurre nach dem Krieg. „die Nazijahre hatten sie unrein gemacht. Sie musste erst mühsam wieder Wort für Wort abgeklopft werden. Jedem ‚und‘ und jedem Adjektiv gegenüber war Vorsicht geboten. Die neue Sprache, die so entstand, war nicht schön. Sie wirkte keuchend und kahl, und Umgangsideome und das Misstrauen gegenüber langen Sätzen und großen Worten hatten mitgearbeitet an ihr. Doch sie ließ sich gebrauchen.“

So also musste die deutsche Sprache langsam wieder sprechen, das heißt sehen, hören, fühlen lernen. Nicht um das Vergangene zu vergessen, sondern im Gegenteil, um es zu sagen. Denn es gehört nun eben auch zur Geschichte der deutschen Sprache, und wenn es

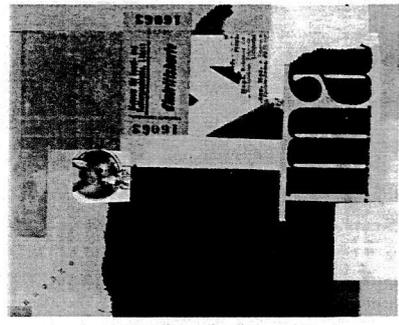
man sie im Lande der „*beaux esprits*“ so gerne hielt.

Was hatte denn nun die deutsche Sprache an diesem Ende des 18. Jahrhunderts den anderen europäischen Sprachen voraus? Wohl vor allem dies: Sie war eine junge Sprache. Sie war feurig und gefühlsbetont wie die Dichter des Sturm und Drang, verträumt, rätselhaft und ruhelos wie die Romantiker, klar und edel wie die Ideale der deutschen Klassiker. Und sie war kämpferisch geblieben wie die Sprache Luthers, revolutionärer Sprengstoff, welchen die Obrigkeit – allen voran Fürst Metternich – nur durch Zensur und Landesverweisung niederzuhalten vermochte.

Es ist verständlich, dass man auch daran dachte, in diesen brodelnden Sprachkessel etwas Übersicht und Ordnung zu bringen. Jacob Grimm schrieb eine vierbändige „Deutsche Grammatik“, eine „Geschichte der deutschen Sprache“ und die ersten vier Bände eines dreißigbändigen „Deutschen Wörterbuchs“. Doch Jacob Grimm war kein Sprachpolizist, er war ein unermüdlicher Sammler und Entdecker sprachlichen Kulturguts, und wenn er nicht an seinen philologischen Schriften arbeitete, zog er mit Rucksack und Bruder Wilhelm durch die Lande und ließ sich von den alten Leuten die Märchen und Sagen erzählen, welche die „Brüder Grimm“ weit über die Grenzen ihres Landes hinaus berühmt gemacht haben.

Aber auch die so oft vergessenen Übersetzer haben zu dieser Lebendigkeit der deutschen Sprache beigetragen. Wie wissbegierig, lernfreudig und lernfähig diese Sprache ist, haben gerade sie immer wieder bewiesen. Übersetzer war zum Beispiel für Leibniz, Klopstock oder Herder noch ganz ausdrücklich ein Mittel „zur Bereicherung, Erweiterung und Erneuerung der Sprache“. Und das hat sich trotz der verschiedenen Theorien bis heute nicht geändert. Die Frage nämlich, ob man nun der Treue zum Wort, zum Sinn oder zum Stil den Vorrang geben soll, wird immer wieder neu gestellt und immer wieder ist es neue Arbeit an der Sprache, Beschäftigung mit Sprache, Lernen durch Sprache, also sprachliche Lebendigkeit.

Man möchte meinen, dass einer von so vielen genialen Menschen genährten Sprache nun doch wirklich nichts mehr passieren konnte, was auch nur annähernd den Rückschlägen



Was die Wörter erzählen

Eine kleine etymologische Fundgrube

in den „abgeklopften“ Wörtern weiter mit-schwingt, so ist dies nicht nur unvermeidlich, sondern notwendig.

Sicher sind auch die fünf und vierzig Jahre der Teilung Deutschlands und seiner Zugehörigkeit zu feindlichen Blöcken an der Sprache nicht spurlos vorübergegangen. Die Mauer ging auch durch die Sprache: Es gab eine Reihe von „blockspezifischen“ Vokabeln, es gab einen Duden West und einen Du-

den Ost. Das Wiederausammenwachsen vollzieht sich auch in der Sprache und es wird seine Zeit brauchen. Sprache lässt sich nicht drängen und ihre unsichtbaren Wege bleiben oft lange unerkannt. Gerade deshalb aber müssen wir mit der Sprache im Gespräch bleiben, damit sie nicht in Werbeslogans erstarrt und zum Konfektionsanzug wird, sondern jung und lebendig bleibt, das heißt offen, vielschichtig und unerschöpflich.

ARBEITSANREGUNGEN

1. Entwerfen Sie auf einer Wandzeitung eine Zeitleiste. Tragen Sie darin die wichtigsten historischen Namen, Daten und Entwicklungen ein, die Waltraud Legros in ihrem Text zur geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache seit Luther aufführt.
2. Aus welchen Gründen hält Waltraud Legros das Deutsche für eine „junge Sprache“? Listen Sie die zentralen Argumente der Autorin auf.
3. Der Text enthält an einigen Stellen deutliche Werturteile. Schreiben Sie diese Stellen heraus und überprüfen Sie die Aussagen der Autorin.